

Und doch lacht mir die Sonne

*Vergiss es nie: Dass du lebst,
war keine eigene Idee,
und dass du atmest, kein Entschluss von dir.
Vergiss es nie: Dass du lebst,
war eines anderen Idee,
und dass du atmest, sein Geschenk an dich.*

*Du bist gewollt, kein Kind des Zufalls,
keine Laune der Natur,
ganz egal, ob du dein Lebenslied in Moll singst
oder Dur.
Du bist ein Gedanke Gottes,
ein genialer noch dazu.
Du bist du, das ist der Clou, ja, der Clou.
Ja, du bist du.*

*Vergiss es nie: Niemand denkt und fühlt und
handelt so wie du,
und niemand lächelt so, wie du's grad tust.
Vergiss es nie: Niemand sieht den Himmel ganz
genau wie du,
und niemand hat je, was du weißt, gewusst.*

*Vergiss es nie: Dein Gesicht hat niemand sonst
auf dieser Welt,*

*und solche Augen hast alleine du.
Vergiss es nie: Du bist reich, egal, ob mit,
ob ohne Geld;
denn du kannst leben! Niemand lebt wie du.*

Jürgen Werth

Hoch schlagen die Wellen, und die Gischt spritzt auf. Die Wolken ziehen sich zu einer dunklen, drohenden Mauer am Himmel zusammen. Ein mächtiger Sturm zieht auf. Heute ist kein Badetag, denn der rote Ball am Mast ist aufgezogen. So sitzen wir Kinder am Strand, bauen Burgen oder hüpfen voller Lebenslust über die auslaufenden Wellen, die sich in kleinen Rinnsalen über den Strand ausbreiten.

Das ist meine erste Erinnerung, die ich an das Schwarze Meer habe. Dort verlebten wir einen herrlichen Sommerurlaub. Drei Jahre alt mag ich gewesen sein, und noch heute höre ich das Rauschen der Wogen, sehe den Tiefflug der Möwen, erschauere vor der Gewalt des aufbrausenden Sturmes. Das sind Erlebnisse, die sich mir tief eingeprägt haben. Für mich hat die See ihre Anziehungskraft nie mehr verloren.

Jedes Jahr verbrachte unsere Familie mehrere Wochen am Schwarzen Meer. In den Sommermonaten reisten meine Eltern mit uns Kindern nach Budaki, einem Badeort. Die landwirtschaftliche Schule, an der mein Vater Professor war, hatte ihre Pforten geschlossen, denn die jungen Männer wurden dringend auf ihren Höfen bei der Ernte gebraucht. Während wir Kinder uns am Strand tummelten, hatte sich mein Vater ins Sommerhaus zurückgezogen, um wissenschaftlich zu arbeiten. Nur am Spätnachmittag erschien er am Meer, und dann war die Freude groß. Keiner konnte sich so gut mit uns in den Fluten vergnügen wie Vater. Am Strand spielten wir Fangen oder bauten Burgen, die wir mit großen und kleinen Muscheln verzierten. Am schönsten aber war es, wenn wir nach dem Baden auf einer bunten Decke lagen, uns in der Sonne rekelten und Vater Geschichten aus seinem Leben erzählte.

Spannende Geschichten

Es waren immer wahre Geschichten, und wir Kinder haben gelacht und geweint, waren gespannt und aufgeregt, haben gehofft und gebangt. Mein Vater war ein Meister im Erzählen. Was hat er alles mit seinem Hund Rappka erlebt! Dieses treue Tier wurde uns zu einem guten Freund. Es war oft so, als finge er die Hasen vor unseren Augen oder vertriebe die Viehräuber, und wir waren mitten unter den Herden. Stolz war ich auf meinen Vater, wenn er Rappka im Kampf mit einem Wolfshund aus seiner bedrohlichen Lage befreite und ihm dann seine Bisswunden verband. Ich litt mit diesem treuen Tier, bis Vater den befreienden Satz sagte: „Aber bis zur nächsten Hasenjagd waren alle seine Blessuren abgeheilt, und Rappka konnte noch schneller springen als zuvor.“

Oder ich denke an die Geschichte von den siebenundzwanzig zerschlagenen Tälern. Vater entstammte einer großen Familie. Sechs Jungen und sechs Mädchen hatte seine Mutter geboren. Hinzu kamen noch

Knechte und Mägde. Wie viel an der Zahl, das weiß ich nicht zu sagen. Im Sommer, wenn er von Sarata, wo er das Gymnasium besuchte, nach Hause kam, musste er seiner Mutter im Haushalt helfen und die jüngeren Geschwister betreuen. Seine Brüder aber waren beim Ernten und Dreschen eingesetzt. So gehörte es zu seinen Pflichten, die Milch zu entrahmen, die Butter im Fass zu stoßen, den Brotteig zu kneten, den Backofen mit Stroh und ausgedroschenen Maiskolben zu schüren, das Wasser aus dem Dorfbrunnen zu holen, die Petroleumlampen zu putzen, die Sommerküche zu fegen, Enten und Gänse zu füttern, die Eier aus den Nestern zu holen und nach den Glucken zu schauen. Nach dem Essen stand immer ein Berg von Geschirr auf dem Tisch, das gespült und abgetrocknet werden musste. Einmal passierte ihm bei der Arbeit ein Missgeschick. Während Vater einen Teller nach dem anderen abtrocknete und auf die etwas schräge Fensterbank stellte, sagte er das Gedicht vom Erlkönig auf:

*Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind.*

*Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.*

Immer höher stapelte er das Geschirr. Bei der siebten Strophe deklamierte er:

*„Ich liebe dich.
Mich reizt deine schöne Gestalt.
Und bist du nicht willig,
so brauch' ich Gewalt.“*

Plötzlich gab es einen lauten Krach. Der hohe Stapel mit Tellern geriet auf der schrägen Fensterbank ins Rutschen, fiel auf den Boden, und die Teller zersprangen in tausend Stücke. Sein Schrecken war groß. Seine Mutter – sie war eine resolute Frau – hatte das Klirren und den dumpfen Schlag gehört und erschien sofort in der Küche, einen Besenstiel in der Hand. Sein Vater war auf dem Hof und hatte das Malheur auch wahrgenommen. Er kam schnell herbeigerannt und rief laut: „Albert, komm sofort auf den Dreschplatz, du mußt mir beim Ölen der Maschine helfen!“ Kein Befehl war ihm lieber als dieser. Mit einem Satz entwischte er durch die Hintertür. Noch auf dem Hof hör-

te er das Schimpfen seiner Mutter: „Wozu hat man die Kinder großgezogen, wenn sie noch nicht einmal das Geschirr abtrocknen können? 27 Teller, welch ein Schaden!“ Bis zum Abend ließ sich Vater wohlweislich nicht mehr in der Küche sehen. Bis zum Abendbrot aber hatte seine Mutter das Malheur vergessen. Neue Teller wurden gekauft.

So haben wir Kinder am Strand des Schwarzen Meeres viele fröhliche und ernste Geschichten gehört. Wenn er mit dem Erzählen aufhören wollte, bettelten wir wie aus einem Mund: „Papa, erzähl weiter, immer weiter!“ Sein Schatz an Geschichten war unergründlich. Es waren meist Alltagserlebnisse. Einige will ich erzählen:

Friedrich war sein ältester Bruder. Er kam vom Militärdienst im Urlaub nach Hause. Etwas großspurig und selbstbewusst zündete er sich vor den Augen seiner Mutter eine Zigarette an. Sie aber konnte das Rauchen nicht ausstehen. Ihr war es schon zu viel, dass ihr Mann ein starker Raucher war. Er brauchte fast keine Streichhölzer, weil er sich immer eine Zigarette an der anderen anzündete. Mutter sah Friedrich bei seiner Hantierung zu. Er hatte noch nicht einmal

den Glimmstängel zwischen den Lippen, da holte sie mit ihrer kräftigen Hand aus, und die Zigarette landete auf dem Fußboden. „Hast du bei den Soldaten sonst nichts gelernt als nur das Rauchen?“ Das war alles, was sie zu diesem Vorfall zu sagen hatte. Die jüngeren Brüder kicherten hinter vorgehaltener Hand. Die Schadenfreude war auf ihrer Seite. „Unser Soldat, unser Friedrich, hat sicher zum ersten und zum letzten Mal zu Hause geraucht“, flüsterten sie sich zu. Friedrich aber ging wortlos aus der Küche. Nie mehr in seinem Leben hat er eine Zigarette angefasst. Von ihren sechs Söhnen hat keiner geraucht oder sich betrunken. Dafür hat meine Großmutter mit ihrem strengen Regiment gesorgt.

Und noch ein lustiges Erlebnis will ich erzählen: Ein sichtliches Vergnügen bereitete es den Brüdern, die oft zu sechst in einem überdimensionalen Bett – drei am Kopfende und drei am Fußende – schliefen, wenn sie ihre Kräfte zu messen begannen. Sie stemmten die Fußsohlen gegeneinander und drückten so lange, bis der Stärkere von beiden ermittelt war. Einmal barst bei diesem Kampf das rote Inlett. Die Federn wirbelten

nur so durch die Luft. Dann trat vor lauter Schreck bei den Buben Ruhe ein. Das war nun wiederum für Großmutter sehr verdächtig. Mit ihrer ganzen Breite – sie wog über zwei Zentner und war von kleiner Statur – stand sie im Türrahmen. Sie sah das Malheur, fragte nicht lange, wer denn der Schuldige sei, sondern verteilte die Tracht Prügel gerecht. In der Schlafkammer kehrte danach Ruhe ein.

Meine Großmutter

Meine Großmutter war eine überaus fleißige Frau. Sie hat in ihrem Leben viel gearbeitet. In der Dreschzeit stand sie schon kurz nach Mitternacht auf. Sie musste meinen Vater wecken, dessen Aufgabe in seinen Ferien darin bestand, die Dampfmaschine zu schüren, damit die Räder ins Rollen kamen. Das Schmieren der Kolben, Schrauben und Radnaben gehörte genauso zu seiner Arbeit wie die Erzeugung von Wasserdampf. Später hat mir Großmutter mal erzählt, wie schwer es ihr gefallen sei, ihren Albert aus dem Bett zu holen. Das Herz habe ihr geblutet, wenn sie sah, wie müde der Bub war. Es waren ja eigentlich Ferien, aber in der Erntezeit wurde darauf keine Rücksicht genommen. Da musste jedes Familienmitglied seinen Beitrag leisten. Der Lebenskampf war hart. Meine Großmutter hat sich in ihrem Leben auch nie geschont.

Allein die Geburt ihrer 12 Kinder erweckt meine Bewunderung für diese tapfere Frau. Wie viel Fehlgeburten sie durchgestanden hat, darüber hat sie nie ein Wort verloren.

In ihrem ganzen Leben war sie kein einziges Mal bei einem Arzt gewesen. Als ihr im hohen Alter Pflegegeld zustand, war sie nicht zu bewegen, dies von einem Arzt bescheinigen zu lassen, so sehr genierte sie sich. Schließlich sprach mein Vater mit dem Arzt, dass er sie nur anschauen und dann diese Bescheinigung ausstellen sollte. Das war das einzige Mal, dass ein Arzt über die Schwelle ihres Hauses kam.

Ich kenne meine Großmutter nur als eine ganz gekrümmte Frau. Die schwere Arbeitslast auf einem großen Bauernhof mit viel Vieh, dazu die Versorgung ihrer Großfamilie haben tiefe Spuren auf ihrem Rücken hinterlassen. Fast bucklig war sie geworden. Immer trug sie ein Kind in der Placht. Das ist ein selbst gewebtes Tuch, in das die Kinder eingebunden wurden. So konnten sie das schlagende Herz der Mutter verspüren. Die Hände der Mutter aber blieben für die Arbeit frei. Auf diese Weise hat Großmutter Brot gebacken, Butter gestampft, Wasser geholt und das Feuer geschürt. Als sie ihre eigenen Kinder großgezogen hatte, nahm sie sich der Enkel an. Zweiundzwanzig konnte sie ihr Eigen nennen.

Wir Enkelkinder merkten nichts mehr von ihrer Strenge. Uns umgab sie mit viel Verständnis und Liebe. Kam sie mal zu uns zu Besuch, dann übernahm sie in der Küche das lästige Spülen und Abtrocknen. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wäre sie beinahe verhungert. Ihre Essensrationen hat sie uns Kindern zugeschoben. Mein Vater merkte erst, wie elend sie geworden war, als sie unter einem quälenden Brechreiz zu leiden hatte. Ihre einst kräftige Statur bestand nur noch aus Haut und Knochen. Ihr schönes Gesicht war ganz faltig geworden, und das alles uns zuliebe.

Am glücklichsten war ich, wenn wir nach getaner Arbeit zusammensaßen und miteinander sangen. Sie hatte eine kräftige, klangvolle Altstimme. Früher hat sie oft mit Großvater im Duett gesungen, er Tenor und sie Alt. Welch einen Reichtum an Liedern habe ich ihr zu verdanken. Oft waren es die wehmütigen Lieder, die in uns die Sehnsucht nach der Heimat wachhielten. Eins will ich erwähnen. Es ist unser Heimatlied:

*Gott segne dich, mein Heimatland,
ich grüß dich tausendmal,
dich Land, wo meine Wiege stand
durch meiner Väter Wahl.
Du Land, an allem Gut so reich,
ins Herz schloss ich dich ein,
ich bleib dir in der Liebe treu,
im Tode bin ich dein.
So schirme Gott in Freud und Leid
dich, unser Heimatland!
Bewahr der Felder Fruchtbarkeit
bis hin zum Schwarzmeerstrand.
Erhalte du uns deutsch und rein,
send uns ein freundlich Los,
bis wir bei unsern Vätern ruhn
im heimatlichen Schoß.*

Bessarabien — meine Heimat

Bessarabien, das heutige Moldawien, ist ein herrliches Land. Obwohl ich nur sechs Jahre meines Lebens dort zugebracht habe, empfinde ich es als meine eigentliche Heimat. Vielleicht liegt es daran, dass wir uns sehr oft über unseren Ursprung unterhalten haben, und in der Kindheit der Mensch seine tiefste Prägung erfährt.

Dort bin ich in dem stattlichen Dorf Sofiental geboren. Acht Kilometer lag es vom Schwarzen Meer entfernt. Deutsche Siedler hatten hier ihre Häuser und Höfe gebaut. Die Kirche mit ihrem Glockenturm bildete die Mitte des Dorfes. Schmuck sahen die Gehöfte aus. Zur Straßenseite waren sie mit einer weiß getünchten Mauer umgeben. Blühende, fruchtbare Gärten waren der Stolz der Bäuerin. Akazienbäume umsäumten die Dorfstraße. Schon von Weitem roch man ihren wunderbaren Duft. Kam man näher an sie heran, dann summte es vor lauter Bienen, die sich ihren Honig aus den Blüten holten. Zwischen den beiden Häuserreihen war ein breiter fruchtbarer Streifen Land mit

Rizinusstauden bepflanzt. Das Haus meiner Großeltern lag gegenüber der Kirche, so ziemlich in der Dorfmitte, wo auch der Dorfbrunnen stand. Das Haus meiner Eltern stand am Dorfausgang und war noch recht neu aus roten Ziegeln errichtet. Unser Hof war zu der Zeit verpachtet, und Onkel Emil bewirtschaftete das Erbe meiner Eltern. In der Kirche war auch zugleich das Schulhaus untergebracht. Sonntags riefen die Glocken zum Gottesdienst, und an den Werktagen tummelten sich die Schüler im Gebäude und wurden im Lesen, Rechnen und Schreiben unterrichtet. So hatte beides seinen Platz im Leben der Bevölkerung: das Wort von Gott und die Erziehung der Jugend zu einem verantwortungsvollen Dasein.

In diesem schmucken, sauberen Dorf erblickte ich am 3. Januar 1934 das Licht der Welt. Meine Großeltern haben immer darauf bestanden, dass die Enkelkinder in ihrem Haus unter ihrer Obhut geboren wurden. So waren meine Eltern schon vor Weihnachten von ihrem Wohnort Purkari, wo die landwirtschaftliche Schule stand, nach Sofiental aufgebrochen, als der Geburtstermin näher rückte. Ich war das zweite Kind in der Fa-

milie, und der Schrecken war groß, als ich geboren wurde und kaum lebensfähig war. Die Hebamme wickelte mich in ein Tuch und legte mich zur Seite. Sie versorgte erst meine Mutter, weil sie keine Hoffnung für mich hatte. Jedenfalls wurde mir dies später so erzählt. „Dies Kind ist zu schwach“, sagte sie zu meiner Großmutter, „es wird den Abend kaum erleben.“ Großvater wurde von der Hiobsbotschaft unterrichtet, eilte herbei, hob mich aus den Kissen, schlug mir kräftig auf den Rücken, rieb mir mit seinen großen warmen Händen den Körper, sah mir in die Augen und litt Not. Schnell wurde der Küstenlehrer geholt, und ich wurde notgetauft.

So stand mein Eintritt in diese Welt unter keinem guten Stern. Aber Gott wollte, dass ich lebe. Er hat mich geschaffen, elend, aber doch wunderbar mit allen Gliedern, und hat mir aller Todesahnung zum Trotz neue Kräfte geschenkt. Ich war ein schwaches Kind und blieb es auch über viele Jahre, aber doch regte sich in mir Lebensfreude und Energie. Großmutter hat mich vom ersten Tag an aufgepäppelt, und mit jedem neuen Tag ging es aufwärts mit mir.

In Bessarabien war es Sitte, dass eine

Wöchnerin sehr gut versorgt wurde. Die Nachbarinnen sprachen sich miteinander ab, und jeden Tag übernahm es eine Familie, die besten Speisen ins Haus der Wöchnerin zu bringen: Täubchensuppe, Hühnerschenkel, Reisbrei mit Zimt. Schnell sollte sich die junge Mutter erholen.

Eine Hühnersuppe zur Geburt

Später, als ich Mutter wurde, habe ich einmal sehr schmunzeln müssen. Unser Sohn Gottfried war geboren. Ich lag auf der Entbindungsstation des Bad Arolser Krankenhauses. Am dritten Tag besuchte mich mein Vater. Er war von Bebra über eine Strecke von hundert Kilometern im Zug angereist und hatte dreimal umsteigen müssen. In seiner Hand trug er eine Drei-Liter-Milchkanne, und ein Hühnerbein guckte oben heraus. „Papa“, lachte ich schallend, „meinst du, ich müsste hier verhungern?“ Dabei wurde es mir warm ums Herz. Wie viel Liebe verbarg sich in diesem Essen. Meine Mutter musste schon sehr früh aufgestanden sein, um das Huhn zu schlachten und die Nudeln so fein zu schneiden. Niemals mehr habe ich so fein geschnittene Nudeln gesehen. Gesund sollte ich werden und mich gut nach den Strapazen der Geburt erholen. So scheuten meine Eltern keine Mühe. Und wie ich meinen Vater kenne, wird er allen Mitreisenden von seiner großen Freude erzählt haben, dass er schon wieder Großvater geworden sei. Zum

vierten Mal sei ihm ein Enkelkind geschenkt worden und diesmal noch ein Junge dazu, wo er selbst nur fünf Töchter hatte.

Purkari, das große landwirtschaftliche Institut

Aber ich will zurück zu den Anfängen meines Lebens kommen. Obwohl ich kaum lebensfähig geboren wurde, erholte ich mich doch von Tag zu Tag. Dann aber ging es wieder nach Purkari. Im großen Schlitten, der von vier Pferden im hohen Schnee gezogen wurde, ging die Fahrt zurück nach Hause. Purkari war ein kleiner Ort, von Rumänen und Russen besiedelt. Mehrere Tausend Morgen Land gehörten zum landwirtschaftlichen Institut. Es war ein Staatsgut, auf dem junge Bauernsöhne zu tüchtigen Landwirten herangebildet wurden. Der rumänische Königshof bezog seinen Wein, sein Getreide, sein Schlachtvieh, seine Butter und seine Milch von diesem hervorragend geleiteten Landgut. Hochwertige Weinsorten wurden angebaut, und in Bezug auf die Schafzucht wurden Versuche unternommen, besondere Tiere zu züchten, die widerstandsfähig waren und gute Felle lieferten. Es waren die Karakulschafe. Für mich verbinden sich mit

der Landwirtschaftsschule wunderschöne, frohe Erinnerungen.

Oft kamen vom Königshaus aus Bukarest Delegationen angereist, die das Gut besichtigen wollten. Dann durfte ich auf dem Kutschersitz mitfahren, wenn mein Vater seinen Gästen die Felder zeigte. Unser Kutscher Nasari gab mir dann die Leine und die Peitsche in die Hand, und stolz wie ein Spanier lenkte ich die Kutsche. Manchmal musste ich die Pferde anhalten, die Besucher stiegen ab, und mein Vater erklärte ihnen die verschiedenen Versuchsfelder mit Weizen und anderen Getreidesorten oder führte seine Gäste zu den Schafherden. Auch die kühlen Weinkeller, die unter der Erde angelegt waren, wurden besichtigt. Manche Fässer waren größer als ein Mensch.

Ich hatte auch immer viele Spielkameraden. Die Kinder der Lehrer und Arbeiter waren meine Freunde. Sie sprachen russisch oder rumänisch, und so bin ich mehrsprachig aufgewachsen. Wir waren die einzigen Deutschen auf dem Gut, wenn ich von unserer Köchin und dem Kindermädchen absehe. Ich konnte besser rumänisch als deutsch reden und flocht oft auch russische Worte in

mein Reden mit ein. Jeden Sommer führen wir in einem Vierspänner zu den Großeltern nach Sofiental und dann ans Schwarze Meer.

Weihnachten bei den Großeltern

Auch die Weihnachtstage verbrachten wir bei unseren Großeltern. In dieser Zeit wurde der Backofen tüchtig geschürt. Plätzchen wurden in jeder Menge gebacken, denn auch die Knechte und Mägde sollten bedacht werden. „Zuckerle“ stellte Großmutter immer selbst aus Sahne, Zucker und Kakao her. Meist verschwanden die Leckereien schnell im Schrank und in Truhen. Aber am Heiligabend erhielt jedes Kind seinen süßen Teller. Die Spannung war kaum auszuhalten, obwohl es nie so viele Geschenke gab, wie sie Kinder in unseren Tagen erhalten. Zuerst gingen die Familien geschlossen in die Christfeier. Festlich wurde die Geburt Christi begangen. Wir Kinder umrahmten den Gottesdienst mit Liedern und Gedichten, und schon Wochen zuvor wurde dafür tüchtig geübt. Anschließend fand die Bescherung statt. Unter dem Tannenbaum lagen kleine oder auch mal größere Geschenke: neue selbst gestrickte Strümpfe oder ein Kleidchen mit Schürze. Ein Glöckchen gab das Startzeichen, dass wir die „gute Stube“

betreten durften. Unsere Augen strahlten, wenn wir am Christbaum standen und es laut tönen ließen:

*Süßer die Glocken nie klingen als zu der
Weihnachtszeit;
’s ist, als ob Engelein singen wieder von Frie-
den und Freud’,
wie sie gesungen in seliger Nacht, wie sie ge-
sungen in seliger Nacht.
Glocken mit heiligem Klang, klingt doch die
Erde entlang!*

Ein Lied löste das andere ab, und zwischendurch sagten wir unsere Verse auf, die wir auswendig gelernt hatten. Die Bescherung war nicht so gewaltig, wie sie heute ist. Meist gaben wir uns mit einem bunten, süßen Teller zufrieden. Aber einmal erhielten wir einen Schlitten, einen großen grünen Schlitten. Die Freude darüber war so groß, dass ich noch heute an dieses herrliche Gefährt denke, mit dem wir dann von unserem Knecht durch die winterliche Landschaft gezogen wurden. Manchmal hatte mein Vater auch Halva, eine türkische Spezialität, gekauft. Sehr sparsam ging er damit um.

Jeder bekam nur einen Teelöffel von dieser Köstlichkeit. Täglich wurde dieses fast schon heilige Ritual vollzogen, bis die Dose leer war. Auch bei unseren Kindern hat mein Vater später diesen Teelöffel voll Halva behalten. Jedes Enkelkind stand dann vor Großvater und wartete, bis ihm der Löffel Halva in den Mund geschoben wurde. Über Großvaters Sparsamkeit lächeln heute meine Söhne und meine Tochter. Aber früher war Halva eine Köstlichkeit und etwas ganz besonders Gutes.

Die Umsiedlung beginnt

Politisch fand 1940 eine Wende statt. Bessarabien wurde von der rumänischen Regierung an Russland abgetreten, und die Deutschen wurden umgesiedelt. Ich erinnere mich noch genau an die Nacht, in der die rumänische Flagge in einem feierlichen Zeremoniell vom Fahnenmast heruntergeholt wurde und die Soldaten dann eiligst die Flucht ergriffen. In unserem Haus änderte sich fast alles. Meine Mutter holte die Bilder von den Wänden, hängte die Gardinen ab und rollte die Teppiche zusammen. Alle Wertsachen und Fotografien, die meinen Vater in seiner Uniform als Professor zeigten, wurden in Blechkästen verpackt und in dem großen Backofen verstaut, der in der Küche stand. Ein kommunistisches Regime hatte das Königshaus abgelöst und war nun an der Macht. Die intellektuelle Schicht fürchtete um ihr Leben. Jede Verbindung zum Ausland konnte als Verrat am eigenen Land gedeutet werden, und mein Vater hatte in Leipzig studiert. Eine Nacht lang wurden im Herd wichtige Briefe und Dokumente

verbrannt. Von seiner Uniform wurden alle Ehrenzeichen und Orden abgetrennt, und mein Vater zog ein rotes Polohemd an. Wir Kinder schlüpfen in rote Sommerkleidchen und wurden streng ermahnt, ja nicht den rumänischen Gruß zu sagen. Jetzt müsse man russisch grüßen! Als Direktor der Schule musste mein Vater die neue Besatzungsmacht empfangen. Wir waren fast allein aus der Lehrerschaft zurückgeblieben. Alle rumänischen Dozenten waren in Richtung Bukarest geflohen. An der Schule herrschte ein ziemliches Chaos, weil sich auch eine Reihe von Studierenden aus dem Staube gemacht hatte. Auch wir Kinder spürten die Angst vor den neuen Machthabern, und unser Aufenthalt in Purkari wurde immer gefährlicher.

An einem lauen Sommerabend fuhr ein Pferdefuhrwerk vor unser Haus. Mein Großvater hatte unsere kritische Situation erkannt und uns seinen Knecht mit den vier besten Pferden geschickt. Schnell wurden die wichtigsten Habseligkeiten gepackt, und wir setzten uns oben auf den Wagen. Bei Nacht und Nebel ließen meine Eltern alles im Stich und flohen in den Ort meiner Großeltern,

Sofiental. Dort schien die Lage für unsere Familie nicht mehr so gefährlich zu sein, denn eine Kommission aus Deutschland war schon eingetroffen, um die Umsiedlung vorzubereiten. Erst viel später erzählte mir Vater, warum er Purkari, den Ort, wo er eine so verantwortungsvolle Tätigkeit ausübte, über Nacht verlassen hatte. Die russische Besatzungsmacht hatte Vater unter dem Vorwand, er müsse dort in Moskau eine wichtige Aufgabe im Landwirtschaftsministerium einnehmen, abtransportieren wollen. Man hätte ihn sicherlich, wie viele Intellektuelle, nach Sibirien verbannt. So tauchte er in seinem Heimatort unter und war vor dem Zugriff russischer Soldaten sicher. Es folgte eine kurze Zeit der Ruhe im Hause meiner Großeltern.

Großmutter ist einzigartig

Meine Großmutter liebte ich über alles. Ihr Leben war von viel Arbeit, Entsagung und Mühe geprägt. Von ihren zwölf Kindern, die sie geboren hatte, musste sie sechs schon früh zu Grabe tragen, und während des Zweiten Weltkriegs hatte sie erleben müssen, wie ihr Sohn Eduard an Kriegsfolgen starb und Emil vermisst wurde. Auch zwei ihrer Enkel wurden ihr durch die russischen Soldaten genommen. Aber ich habe Großmutter nie verzweifelt gesehen. Sie war eine sehr tapfere Frau. Nach der Flucht starb noch ihr Enkelkind Paulchen im jugendlichen Alter. Bitterlich hat sie bei seinem Tod geweint. Paulchen war herzkrank, und sie hat ihn oft betreut. Ihre Liebe zu uns war innig.

Meine Großmutter war eine einfache Frau. Sie hat nie eine höhere Schule besucht, und in die Volksschule ging sie nur über den Winter, da sie im Sommer bei der Ernte mithelfen musste. Aber für ihre Kinder hat sie sich so eingesetzt, dass einige von ihnen das Gymnasium und die Universität besuchen konnten. Dafür war sie bereit, große

Opfer zu bringen, denn damals mussten noch Schulgeld und hohe Studiengebühren gezahlt werden. Sie war überaus fleißig, und ihre Hände ruhten fast nie. Wenn sie sich zum Verschnaufen ein wenig hinsetzte, dann hatte sie immer schnell einen Strickstrumpf zur Hand. Manchmal rutschte ihr der Strumpf in den Schoß, wenn sie für ein paar Minuten eingenickt war. Ich habe sie einmal gefragt: „Großmutter, wie viel Strümpfe hast du in deinem Leben gestrickt?“ „O Kind, das kann ich dir nicht sagen, aber so eine Stube voll werden es wohl sein“, war ihre Antwort.

Großmutter konnte wunderbar Geschichten erzählen. Abends beim Dämmerstündchen, wenn Petroleum gespart werden sollte und man noch wartete, bis die Lampe angezündet wurde, suchten wir ihre Nähe. Auf kleinen Fußbänkchen saßen wir um sie herum und fühlten uns wohl und geborgen, wenn wir unseren Kopf in ihren Schoß legen durften. Es waren meist biblische Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. Wie bangte ich um Abraham, als er mit seinem kleinen Sohn an der Hand nach Moria zog, wo das Kind sterben sollte. Das Herz krampfte sich in mir zusammen, wenn

ich an den Tod Isaaks dachte. Und befreit atmete ich auf, als der Engel erschien und ausrief: „Abraham, Abraham, leg deine Hand nicht an den Knaben!“ Da waren die spannenden Geschichten von Josef und seinen Brüdern, von Noah, Mose und Aaron, von Gideon und Samuel. Und wenn Großmutter die Geschichte vom Sturm auf dem Meer erzählte, dann bekam ich nasse Füße. Ich hörte, wie der Sturm losbrach, der Wind heulte, die Wasserwogen herniederprasselten und die Wellen drohend das kleine Boot überfielen. Die Ruder zerbrachen, die Segel zerrissen, und die Jünger schrien vor lauter Verzweiflung: „Herr, hilf uns, wir versinken!“ Da hat sich der Heiland mitten im Sturm aufgerichtet und laut in den Sturm hinausgerufen: „Schweig und verstumme!“ Da wurde es ganz still. Das waren Stunden der Begegnung mit Gott in früher Kinderszeit. Großmutter nahm uns in die Welt der Bibel hinein.